

Hans Hahne und Anhalt.

Von Staatsminister a. D. Dr. h. c. Müller, Dessau.

Wenn ich das Verhältnis meines verewigten Freundes Hans Hahne zu Anhalt mit drei Worten umschreiben soll, so finde ich nur diese: Er liebte Anhalt! Liebte die weiten Ebenen zwischen Harz und Elbe mit ihren an oberirdischen Früchten und unterirdischen Funden gleich unerschöpflichen Böden. Liebte die stillen Berge und Laubwälder des Harzes, dem viele Vorfahren seiner Ahnenreihe entsprossen waren, nannte sich darum wohl selbst gern einen Harzer. Liebte mit seiner allem Schönen aufgeschlossenen Dichterseele die Auen des Dessauer Landes und die wechselvolle Landschaft zwischen Elbe und Fläming, die überall die Narben und Schrammen der Eiszeit auf ihrem Antlitz trägt.

Hans Hahne, in dem sich der Blick des Sehers mit dem überragenden Wissen des Vorgeschichtlers und der Einfühlungsgabe des Dichters wunderbar verband, erkannte in Anhalt mit Recht mehr als ein kleinfürstliches, durch glückliche Heiraten, Erbschaften, Handelsgeschäfte und Raubzüge zusammengebrachtes Zufallsgebilde. Erkannte, daß Anhalt von jeher den Brennpunkt eigener Kulturen gebildet hat, seitdem nordische und vor-nordische Völker das Land in Besitz genommen und hier festen Fuß gesetzt hatten. Dieser Gedanke war in ihm schon während seiner Wanderjahre gereift, noch ehe er zum Leiter der Landesanstalt berufen wurde: schon in jenen stilleren Zeiten vor dem Weltkriege, als er in der friedlichen Abgeschiedenheit des Schlosses Rühnau die wirren Massen der „Herzoglich Anhaltischen Sammlung vaterländischer Altertümer“ durchforschte. Und, wie es ihm später, als diese Rühnauer Sammlung in das Landesmuseum nach Jena überführt war, immer wieder Freude machte, dort alte Bekannte in neuer Umgebung anzutreffen — oft habe ich hierbei sein untrügliches Gedächtnis bewundert —, so kehrte er auch gern zu jenem Lieblingsgedanken zurück. Wies darauf hin, daß schon lange, bevor das Fürstentum der Askaniern ins Leben getreten war, in diesem Gebiete ein „geheimes Anhalt“ bestanden hat, das sich in seiner Kultur mit deutlichen Grenzen von der Umgebung abhebt. Von hier, so lehrte er, hätten wiederholt junge, scharf ausgeprägte Kulturen ihren Anfang genommen und zum Teil auch ihren Weg ins Weite gefunden: so in der jüngeren Steinzeit die eigenartige Walternienburger und Bernburg-Latdorfer Kultur,

die man besser die „anhaltische“ nennen sollte. Dann habe die Bronzezeit in den mächtigen Urnen des Röthener Landes mit ihren breit ausladenden, quellenden Formen geradezu ein vorgeschichtliches „anhaltisches Barock“ herausgebildet, und noch später sei auf dem Boden jenes „geheimen Anhalts“ von Dessau bis Frose die Hausurnenkultur mit ihrer tiefen Symbolik entstanden, die in der Umgebung weit und breit kaum ihresgleichen gehabt habe. Anhalt, so meinte Hans Hahne, sei allezeit ein wichtiger Vorposten der nordischen oder doch nordisch bestimmten Kultur gewesen: deutlich zeige das die Tatsache, daß die Südgrenze des Landes zugleich die Grenze der Verbreitung der großen Steingräber bilde, daß jede Bewegung der nordischen Kultur, die sich in einem Wandel des Stiles geäußert habe, in jenem „geheimen Anhalt“ ihren Nachhall erlebt und ihre untrüglichen Beweisurkunden im Schoße der Erde zurückgelassen habe. Auf den herrlichen Böden der Schwarzerde mit ihrem günstigen Klima habe offenbar der nordische Mensch eine Daseinsgrundlage gefunden, die ihn durch ihren Reichtum angezogen, ihn zu Höchstleistungen befähigt und angespornt habe. So sei es auch durchaus verständlich, daß dieses „geheime Anhalt“ an der Wiedereroberung des ehemals deutschen Ostens, an der Erschließung der wendischen Länder für die deutsche Kultur rühmlichen Anteil habe, daß jener großartigen Bewegung in dem gewaltigen Markgrafen Gero, in dem nicht minder bedeutenden Markgrafen Albrecht dem Bären gerade hier die geborenen Führer erwachsen seien. — Es freute ihn, wenn ich zur Bestätigung seiner Auffassung hinzufügte, daß in Anhalt auch das sächsische Recht durch Eike von Reppehau im „Sachsenspiegel“ die klassische Prägung gefunden und in dieser Form von hier aus seinen Siegeszug in das Neusiedlungsgebiet des Ostens und darüber hinaus in die Slawenländer angetreten hat: ein Vorgang, der lebhaft und überzeugend an die Entstehung und Ausstrahlung vorgeschichtlicher Kulturen erinnert! So maß Hans Hahne auch der Wirksamkeit des Fürsten Ludwig von Anhalt höchste Bedeutung bei, der mitten in den Nöten und Greueln des Dreißigjährigen Krieges seine Residenz, die kleine, damals noch unbedeutende Landstadt Köthen, durch die fruchtbringende Gesellschaft zu einem Mittelpunkt des geistigen Deutschlands, zu einem Bindeglied zwischen den deutschen Stämmen in Ost und West gemacht hat. So würdigte er vor allem die außerordentliche Persönlichkeit des Fürsten Franz von Anhalt-Dessau, der als Erster in Deutschland die Heimkehr zur Gotik, dem germanischen Baustil des Mittelalters, vollzog und ihn neubelebte, der an die Stelle der französisch-italienischen Gartenkunst den neuen zuerst in England ausgebildeten nordischen Parkstil

einführte, der durch seine Sammlungen alter deutscher, niederländischer und schweizerischer Meister unser Volk immer wieder auf die Bedeutung der deutschen Kunst des Mittelalters hinwies.

Über diese Dinge konnte er immer wieder mit Begeisterung sprechen, verlor sich vielleicht vorübergehend in Einzelheiten, fand aber stets den Rückweg zu dem Hauptgegenstande, um den er mit bitterem Ernst rang und kreiste. Er ging stets aufs Ganze. Wohl wußte er als Vorgeschichtler sorgfältige Spaten- und Sammlerarbeit zu schätzen; doch lag ihm persönlich weit mehr, als am Zusammentragen von Einzelheiten, an der Erkenntnis der Grundlagen der Art und des Seins unseres Volkes und an der Herausarbeitung der großen Linien seines Werdegangs. Hier fand seine Einfühlungs- und Sehergabe ihr wahres Feld, und er liebte es, wenigstens im Gespräch, seine Gedanken hierüber scharf zuzuspitzen, nicht selten bis zum scheinbaren Selbstwiderspruch. Dabei kam es dann häufig zu munteren Wortgefechten, namentlich bei Auseinandersezungen mit Vertretern der Kunstgeschichte. Seltener habe ich größere Gegensätze so dicht nebeneinander kennen gelernt als auf der einen Seite Hans Hahne und auf der anderen den ausgezeichneten Konservator der Denkmale der Provinz Sachsen, Walter Ohle (aus Dessau), den nun auch schon lange der kühle Rasen deckt. Beide hatten ihre Geschäftsräume jahrelang gemeinsam in dem stattlichen Bau der Landesanstalt. Beide führten aber auch, trotz aller persönlichen Freundschaft, einen ewigen Krieg miteinander, der sich gelegentlich in gigantischen wissenschaftlichen Schlachten, meist jedoch in harmlosen, gerade darum aber für den Dritten um so vergnüglicheren Gefechten entlud. Wie hätte es bei so wesensverschiedenen Naturen auch anders sein können. Nichts kennzeichnet die beiden Persönlichkeiten, den bis zur Eulenspiegelei witzigen, immer humorvollen Ohle und den jovial-überlegenen Hahne besser als ein reizender, kleiner Zwischenfall, den ich selbst miterlebte. Sie hatten sich in einem Redezweikampf stark erhitzt. Ohle insbesondere war durch die Rühnheit irgendeiner geistvoll paradoxe Behauptung Hahnes in Zornisch gebracht und wollte den Zwiespalt der Meinungen — halb scherhaft — auf einen Wettstreit zwischen den wissenschaftlichen Methoden der vorgeschichtlichen und der kunstgeschichtlichen Forschung hinausspielen. „Wissen Sie denn überhaupt, Hahne“, so rief er schließlich, „worin der grundlegende Unterschied zwischen dem Kunsthistoriker und dem Vorgeschichtler besteht?“ „Nun, darüber braucht man eigentlich nicht zu reden!“ meinte Hahne. Hierauf Ohle: „Aha! Aus Ihrer ausweichenden Antwort merke ich: Sie wissen es nicht! Dann will ich es

Ihnen sagen. Also! Der Kunsthistoriker trifft zunächst vorsichtig tausend Feststellungen und zieht dann hieraus ebenso vorsichtig einen Schluß. Der Vorgeschichtler dagegen begnügt sich mit einer Feststellung und zieht hieraus tausend Schlüsse.“ In das fröhliche Lachen, das dieser scherhaften Wendung folgte, tönten mit überwältigender Ruhe Hahnes gewichtige Worte: „Da haben Sie eben, mein lieber Ohle, selbst den besten Beweis dafür geliefert, wie überlegen die Methoden unserer Wissenschaft sind!“ Nun hatte er die Lacher auf seiner Seite, und Ohle war der erste, der in das allgemeine Gelächter einstimmte.

Ein andermal äußerte sich ein von mir hochgeschätzter Kunstrehrter in Hahnes und meiner Gegenwart etwas wegwerfend über ein bäuerliches Ziernmotiv, das anscheinend nachträglich in die reichgeschnitzte Rückenlehne eines Barockstuhles (in meinen Sammlungen) sauber eingegraben war und von ihm als stilwidrig unddürftig bezeichnet wurde. Hahne betrachtete den Stuhl aufmerksam und wandte sich dann zu dem Kritiker mit den ernsten Worten: „Sie nennen die Verzierung, die an jeder der vier Ecken der Rückenlehne angebracht ist, stilwidrig unddürftig. Vom Standpunkt Ihrer Stillehre mögen Sie allenfalls recht haben. Kommt es denn aber wirklich hierauf an? Was Sie bemängeln, ist das Lebensbaummotiv. Glauben Sie mir! Ehe die Stilrichtung aufkam, die der Kunstgeschichtler „Barock“ nennt, ist das Lebensbaummotiv seit Jahrtausenden Gegenstand der Ehrfurcht des nordischen Menschen gewesen. Ihr Barock ist, kaum entstanden, schon wieder vergangen; das Lebensbaummotiv dagegen hat es überdauert und wird es noch Jahrtausende überdauern.“ „Richtig!“, warf ich ein, „es steht jenseits von Stil und Zeit, wie alle Ewigkeitssymbole, die in den Tiefen der Volksseele verwurzelt sind.“ „Ja!“ schloß Hans Hahne, „das ist auch meine Meinung. Die stilkritische Betrachtung gibt im übrigen Maßstäbe nur für das festumschriebene Gebiet der Kunstgeschichte; nicht einmal für das der Ästhetik. Wenn man sich von jener stilkritischen Betrachtungsweise frei macht, dann geht das bäuerliche Lebensbaummotiv mit der Barockschnitzerei durchaus zusammen. Letzten Endes sind doch beides Schöpfungen deutscher Menschen.“ —

Wo immer Hans Hahne war, regte sich Leben, entzündeten sich die Geister, ging es um die höchsten Probleme. Er stand fest auf dem Boden seiner Weltanschauung und verteidigte sie manhaft; aber die Herzensgüte, die ein Grundzug seines Wesens war, versöhnte auch den Gegner. Sie äußerte sich auch in seiner steten, uneigennützigen Hilfsbereitschaft.

Sofort wir Hans Hahnes sachkundigen Freundesrat benötigten, — und das war häufig der Fall —, niemals haben wir ihn vergeblich bitten müssen; immer war er, so bald er es konnte, zur Stelle, wenn unser Ruf an ihn erging. Dankbar erinnere ich mich namentlich seiner wertvollen Unterstützung bei der Einrichtung und dem Ausbau des Landesmuseums in Zerbst, in dem wir nach der Staatsumwälzung von 1918 durch den verdienten Professor Dr. Gustav Hinze die alten Kühnauer Sammlungen und anderes kostbares Erbgut der Vergangenheit bergen und nach wissenschaftlichen und volkszieherischen Gesichtspunkten sichten und neu aufstellen ließen. Hahne besuchte uns in jenen arbeitsreichen Jahren häufig und durchwanderte dann mit uns öfters auch die prächtigen Räume des Zerbster Schlosses und die in ihnen untergebrachten Sammlungen, in die erst allmählich Ordnung kam. Bei der Vielseitigkeit seines Geistes nahm er an allem, was er dort fand, warmes Interesse, besonders natürlich an den Dingen, die in seine eigensten Arbeitsgebiete, die Vorgeschichte und die Volkskunde, fielen. Hier gab er aus seinem reichen Besitz an Wissen und Erfahrungen immer wieder Anregungen und Winke für den planmäßigen Aufbau der Sammlungen und ihre weitere Ausgestaltung als „Rüstkammer für den großen Gang in die Zukunft“. Die grundlegenden Gedanken, für die er hier warb, hat er später auf unsere Bitte in dem schönen Aufsatz „Deutsche Vorzeitforschung“ in dem Jubiläumshefte der Anhaltischen Geschichtsblätter (1925) niedergelegt. Das hierin enthaltene gedrängte Programm wird uns stets ein teures Vermächtnis bleiben und uns allzeit als Richtschnur dienen. Aber auch seine mündlichen Anregungen werden im Landesmuseum nachleben, und ebenso wird es nicht vergessen werden, wie er mit seinem durchdringenden Blick für das scheinbar Unbedeutende und seiner wunderbaren Assoziationsgabe in Erscheinungen der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit das Nachleben ältesten Kulturguts erkannte. Es hat mich — ich bekannte dies gern — geradezu überwältigt, als er mich einmal darauf aufmerksam machte, daß sich an dem primitiven beinernen Anhänger (der sogen. Leier) eines Harzer Schäferranzens (um 1850) in meinen Sammlungen zum Teil die gleichen magischen Zeichen eingeritzt finden, wie an der berühmten Trommel von Hornsömmern.

Schade, daß nicht alle die tiefen Worte, die er hier gesprochen hat, aufgezeichnet worden sind, daß er keinen Eckermann gefunden hat, der den überschäumenden Reichtum seiner Gedanken aufgefangen und in Form gebracht hätte. Um so erfreulicher ist es, daß sein Geist in seinen Mitarbeitern weiterlebt, die sein Erbe in der Landesanstalt treu bewahren

und kommenden Geschlechtern unseres Volkes weitervererben werden. Dankbar müssen wir Hans Zahne dafür sein, daß er sie uns zugeführt hat: seinen derzeitigen Nachfolger Professor Dr. Walter Schulz und die Assistenten Dr. Niclasson, Dr. Grimm, Dr. Bicker, Niehoff, Dr. Nowotny u. a., denen allen wir für viele wertvolle Dienste verbunden sind. —

Indem ich diese Zeilen niederschreibe, tritt mir das Bild des ausgezeichneten Mannes und Freundes mit erschütternder Lebendigkeit vor die Seele. Mir ist, als schritte er wieder mit mir durch die einzigartigen Sammlungen der Landesanstalt, erklärend, deutend. Ich durchwandere mit ihm die Säle des Schlosses zu Zerbst; er gibt, ohne daß man ihn im einzelnen befragen müßte, überall praktische Ratschläge. Hier fesselt ihn die merkwürdige Zerbster Butterjungfer oder eine Elle, die ein Harzer Schäfer vor hundert und etlichen Jahren mit altüberlieferten Zeichen und Verzierungen geschnitten hat, oder ein ostgermanischer Fund aus der Saalegegend. Dann wieder stehe ich mit ihm auf der vorgeschichtlichen Buraganlage zu Grimschleben, deren Ausgrabung und Durchforschung die Landesanstalt leitete; dort weiht er mich in die Geheimnisse der Wünschelrute ein, lehrt mich, sie richtig zu handhaben, und freut sich, daß mir dies gelingt. Mit größtem Interesse erkundigt er sich darauf nach den Beziehungen der Wettiner zu Grimschleben, und es entspinnt sich ein langes Gespräch über ihre Herkunft und Schicksale. Wir fahren von dort zur ehrwürdigen Stiftskirche in Nienburg, wo die Monatssäule ihn unwiderstehlich anzieht und ihn zu tieffinnigen Betrachtungen anregt. Er besichtigt mit mir die großen Steingräber bei Grimschleben und Latdorf, die Wallanlagen bei Aderstedt und Sandersleben sowie die alte Reichsburg Freckleben Ich höre seinen letzten Vortrag im Anhaltischen Kunstverein zu Dessau im Oktober 1934 und lausche dann nochmals im gastlichen Hause des Hofkammerpräsidenten Dr. Hefz, wo wir uns nach dem Vortrag im Kleinsten Kreise trafen, seinen Worten. Sein Geist war noch immer rege, aber sein Gesundheitszustand erfüllte mich mit Sorge. So werden tausend Erinnerungen wach und drängen sich zu.

Am 5. Februar 1935 stand ich inmitten der Trauerversammlung, die ihm die letzte Ehre erwies, um für das Anhaltische Staatsministerium einen Kranz an seiner Bahre niederzulegen und von der sterblichen Hülle des heimgegangenen Freundes Abschied zu nehmen, der sich allzu früh im Feuer seines Genius verzehren mußte. Ich schloß meine kurze Traueransprache mit dem Gelöbnis, das auch dieses Gedenkblatt abschließen soll:

„Treue und Freundschaft, die uns mit Dir im Leben verbanden, wird Dir das Anhaltland über Tod und Grab hinaus in dankbarem Herzen bewahren, Hans Zahne. Ruhe in Frieden!“